

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany
ISBN 978-3-596-32144-5

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Über dieses Buch Der Roman beschreibt den Arbeitsalltag der schwarzen Muriel bei »Metropolitan«, dem Möbel- und Elektroladen des weißen Mister Bloch in Johannesburg, der seine schwarze Kundschaft in ausbeuterische Ratenverträge zwingt. Können die Kunden die Raten nicht mehr bezahlen, treibt der schwarze Lastwagenfahrer Agrippa die Ware wieder ein. Er macht, wie viele andere Schwarze auch, die Dreckarbeit für die Weißen, um selber zu überleben.

Die Hierarchie bei Metropolitan spiegelt die Rassenhierarchie der südafrikanischen Gesellschaft wider, und Muriel bekommt deshalb auch sehr schnell Schwierigkeiten, als sie Solidarität mit den schwarzen Kundinnen und Kunden zeigt. Sie fühlt sich in dieser geteilten Welt zwischen zwei Fronten. Immer wieder erlebt sie, daß sie als Schwarze auf ihren Platz verwiesen wird, dorthin, wo eine schwarze Frau zu sein hat, auf der untersten Stufe der Leiter. Doch sie lehnt sich gegen die ständigen Demütigungen auf und macht die für eine Schwarze erstaunliche Entdeckung, daß sie sich erfolgreich wehren kann. Schließlich verweigert sie sich dem System, kündigt und gibt das unerträgliche Leben zwischen den zwei Fronten dieser geteilten Welt auf.

Ein eminent politisches Buch, das – obwohl schon vor rund zehn Jahren (zensiert und gekürzt) in Johannesburg erschienen – bestürzend aktuell ist. Zudem eines der wenigen Bücher aus Südafrika, die von einer schwarzen Frau geschrieben wurden und aus dieser authentischen Perspektive vom Leben der unterdrückten Mehrheit im Apartheidstaat erzählen.

Die Autorin Miriam Tlali, geboren 1933 in Johannesburg, lebt heute in Soweto. Sie war Mitbegründerin der wichtigsten schwarzen Literaturzeitschrift »Staffrider«, schrieb Artikel, Erzählungen, Romane und Theaterstücke. Ihre Romane waren in Südafrika jahrelang verboten und sind auch heute dort kaum zu bekommen. Sie ist die wichtigste in Südafrika lebende schwarze Autorin.

Miriam Tlali

Geteilte Welt

Ein Roman aus Südafrika

Aus dem Englischen
von Michaela Huber

Mit einem Porträt der Autorin
von Brigitte v. Seckendorff-Kourgierakis

Fischer Taschenbuch Verlag

Die Frau in der Gesellschaft
Lektorat: Ingeborg Mues

11. – 15. Tausend: Januar 1990

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, März 1989

Titel der englischen Originalausgabe:
»Muriel at Metropolitan«

© Ravan Press (Pty) Ltd. 1979

This edition of Muriel at Metropolitan is published
by arrangement with Longman Group UK Limited, London

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 1989 Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Susanne Berner

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-596-24710-1

Inhalt

Brigitte v. Seckendorff-Kourgiarakis:

Miriam Tlali – eine zornige Stimme aus Südafrika 9

1	Wie alles anfing	17
2	Unsicherheit	23
3	Der Chef	30
4	Wenn der Chef nicht da ist...	38
5	Begegnungen	46
6	Mahnungen	51
7	Warten	54
8	Die Trumpfkarte des Lastwagenfahrers	65
9	Ein Unterpfand der Liebe	71
10	Ein Schlag ins Gesicht	77
11	Ein lukratives Angebot	88
12	Adams Rat	103
13	Freitag	111
14	»Kündige!«	133
15	Sophiatown	140
16	Der Paß	148
17	Die lockende Stimme meiner Mutter	152
18	»Dies ist mein Zuhause!«	163
19	Der letzte Tritt	168
20	Der Mechaniker geht	181
21	»Was geschieht mit uns?«	186
22	Ein Herz und eine Seele	194
23	Ich höre auf	205

Für meine Mutter Moleboheng

Brigitte v. Seckendorff-Kourgierakis
Miriam Tlali – eine zornige Stimme
aus Südafrika

Sie hat ein Gesicht, das beim Sprechen immer lebendiger, immer schöner wird, das Ruhe und Wärme ausstrahlt: Miriam Tlali. Die Augen in diesem Gesicht braun, energisch und freundlich, ihre Haut dunkelbraun, die Kräuselhaare tief-schwarz. Ihre sanfte Stimme wird eindringlich, ohne laut zu werden, wenn sie Sätze sagt wie: »Die Leute sind zornig.« Ein Satz, der im Lauf dieses trüben Nachmittags in Johannesburg immer wieder fällt, und den sie mit sparsamen, konzentrierten Bewegungen unterstreicht. Es wird klar, daß sie eine jener zornigen Leute ist, zornig auf die weiße Minderheit, die der Mehrheit des Landes den Status von Menschen zweiter Klasse aufzwingt, zornig auch, weil sie dieses System nicht nur trifft, weil sie schwarz, sondern vor allem, weil sie eine schwarze Frau ist.

Es ist Winter in Südafrika, Anfang August. Durch die breiten Straßen von Johannesburg fegt ein kalter Wind. Wir treffen uns mit Miriam in ihrem Verlag Skotaville im Stadtteil Braamfontein, in einem jener zahllosen, mehrstöckigen Bürohäuser mit nüchternen, grauen Räumen. Wir, das sind außer mir meine Tochter und mein Sohn; wir reisen gemeinsam zwei Monate durch Simbabwe, Südafrika und Namibia. Sie wollen Miriam unbedingt kennenlernen. »Aber dann laßt ihr uns allein miteinander sprechen«, sage ich; ich gehe die Sache europäisch an. Aber wir sind in Afrika, und für Miriam ist das gar keine Frage, daß die »Kinder« dabei sind, hier versammeln sich immer viele Menschen. Wir treffen sie im Verlag, weil wir sie nicht einfach besuchen können.

Sie lebt im Stadtteil Moroka in Soweto, Südafrikas größter Stadt, die, als solche zwar nicht anerkannt, zehn Kilometer südwestlich von Johannesburg beginnt und sich mit ihren zahllosen Schachtelhäusern in monotoner Eintönigkeit an die dreißig Kilometer über die Hügel hinzieht. Kaum eine weiße Südafrikanerin, kaum ein weißer Südafrikaner hat sich je

hierher oder in irgendein anderes schwarzes Wohngebiet verirrt: Sie existieren außerhalb der weißen Welt.

Miriam Tlali ist 1933 in Doornfontein in Johannesburg geboren und im legendären Sophiatown aufgewachsen, zu einer Zeit, als Wohnen, Leben, Arbeiten und Lieben schwarzer Menschen noch nicht total von Apartheidgesetzen reglementiert wurden. In »Geteilte Welt« hat sie Sophiatown ein Denkmal gesetzt, die Erinnerung, wie andere Erzähler und Dichter vor ihr auch, an das lebendige schwarze Stadtviertel inmitten von Johannesburg wachgehalten, das, von Bulldozern niedergewalzt, zum weißen Wohngebiet wurde.

Miriams Vater war Leiter einer Oberschule und Sekretär der örtlichen ANC-Zelle. In Sophiatown begriff sie zum erstenmal die Regeln einer rassistischen Gesellschaft. »Ich wuchs in einer Situation auf, in der die erste Begegnung mit einem weißen Menschen diejenige mit einem Polizisten war. Damals durften Schwarze alkoholische Getränke weder trinken noch brauen, ausgenommen das traditionelle afrikanische Bier, und Polizisten kamen zu uns nach Hause, durchsuchten alles, trampelten durch die Wohnung und stießen die Möbel um. Paßrazzien gab es auch, und es war wirklich demütigend, wenn wir zusehen mußten, wie männliche Verwandte in Handschellen abgeführt wurden.«

Miriams Vater starb kurz nach ihrer Geburt. Ihre Mutter mußte sie und ihre beiden Schwestern allein großziehen. Der Versuch, in Johannesburg Medizin zu studieren, scheiterte schließlich an der Bevorzugung weißer Studentinnen und Studenten. So studierte sie zwei Jahre Soziologie, Psychologie und Kunstgeschichte, bis klar wurde, daß für sie die Warteliste für ein Medizinstudium unendlich war. Ihre Mutter schickte sie nach Lesotho. Doch sie war nicht Bürgerin dieses Landes und konnte kein Stipendium bekommen. Miriam war inzwischen verheiratet, und eine Zeitlang schafften es ihr Mann und ihre Mutter, das Studium zu finanzieren, doch dann mußte sie aufgeben.

Sie bekam vier Kinder. Nur zwei wurden erwachsen, überlebten Armut und miserable Lebensverhältnisse. Beide sind typische Beispiele dieses absurden Systems: Miriams Sohn ist Bauingenieur und hat in Lesotho – einem zwar von Südafrika abhängigen, aber politisch autonomen Staat – studiert, ihre

Tochter Demographie und Planung in Ghana. Beide, Tochter und Sohn, sind als Schwarze für Südafrika überqualifiziert, für sie gibt es hier keine Arbeitsplätze. Also arbeiten sie in Lesotho.

»Was ist das für ein Land, aus dem ich meine Kinder wegschicken muß, damit sie studieren können. Und dann heißt es, sie seien überqualifiziert und nur Weiße kämen für solche Jobs in Frage. Und ich mußte die längste Zeit auf meine Kinder verzichten.« Besonders schlimm in einer Gesellschaft, in der Familienbande so hochgehalten werden und auch zum Überleben so wichtig sind.

Der Druck wird in qualifizierten Arbeitsbereichen besonders spürbar; da, wo Schwarze für Weiße eine Konkurrenz darstellen, werden Weiße eingestellt, Schwarze abgelehnt. So müssen viele schwarze Menschen ihre Arbeitskraft weit unter dem Niveau ihrer Ausbildung verkaufen. Miriam erging es nicht besser.

Ungeachtet mehrjähriger Hochschulausbildung lernte sie in Johannesburg die Fertigkeiten der Büroarbeit, Tippen, Stenografieren und Buchhaltung. Sie verdingte sich in einem Warenhaus für Möbel und Elektrogeräte.

»Meine Reaktion auf die unerträglichen Arbeitsverhältnisse dort war ›Geteilte Welt‹. Hätte ich es nicht geschrieben, wäre ich verrückt geworden.« Sie schrieb diesen Roman, ihren ersten, 1969, nachdem sie ihre Arbeit hatte aufgeben müssen, weil sie gezwungen war, die Pflege ihrer Schwiegermutter zu übernehmen. »Wenn du dir bewußt machst, daß du an so einer Situation nichts ändern kannst, daß da weder Hoffen noch Beten hilft, dann wirst du verrückt.« Miriam wurde nicht verrückt, sie schrieb sich ihre Wut von der Seele.

Aber auch die Jahre politischer Lähmung zwischen dem Rivoniprozeß zu Beginn der sechziger Jahre und dem Aufstand der »Vorstädte« 1976 motivierten sie zum Schreiben.

»Die Leute waren vollkommen von Angst gelähmt und verhielten sich passiv, überall machte sich Depression breit. Die Führer des ANC oder PAC waren entweder im Gefängnis oder im Exil. Nichts geschah. Ich glaubte, persönlich dafür verantwortlich zu sein, daß etwas passierte.«

Seit 1969 hat sich einiges geändert. Die berüchtigten Paßbücher sind Identitätskarten gewichen. Schwarze können Ei-

gentum im sogenannten weißen Gebiet erwerben, einige Jobs ausüben, die ihnen früher nicht zugänglich waren. Die Apartheid, die strikte Trennung der Rassen in allen Lebensbereichen, bekommt Sprünge – zumindest an der Oberfläche.

»Dennoch«, sagt Miriam, »ist mein Roman nicht veraltet. Die Diskriminierung meines Volkes ist noch immer dieselbe, und auch das System der Jobreservierung funktioniert nach wie vor.«

»Geteilte Welt« hatte einen schwierigen Start. Sechs Jahre lang handelte sich Miriam bei Verlegern nur Absagen ein. 1975 erschien es schließlich bei dem Johannesburger Verlag Ravan Press, der sich seit Bestehen um die Edition schwarzer und progressiver Literatur bemüht, gekürzt um Passagen, die zu kritisch, zu offen mit der südafrikanischen Wirklichkeit umgingen. Obwohl es vielen Buchhandlungen zu riskant war, das Buch auszulegen, errang es eine weite Popularität, weil es Bewegung in das apathische Klima jener Tage brachte.

1979 erschien es in der vollständigen Fassung bei Longman in London, kurz danach wurden beide Versionen in Südafrika verboten, gebannt. Obwohl inzwischen wieder erlaubt, ist der Roman in Südafrika nicht erhältlich. Miriam Tlali ist kein Einzelfall. Schwarze schreiben unter extrem schwierigen Bedingungen. Sie leben äußerst beengt, die Wege zu ihren Arbeitsstellen sind fast überall lang und zeitaufwendig. Nicht zufällig gibt es kaum Romanliteratur. Gedichte und Erzählungen entsprechen dem südafrikanischen Alltag viel mehr, sie lassen sich schneller schreiben und schneller lesen. Und billiger veröffentlichen. Nicht nur die Zensur behindert den Vertrieb von kritischer Literatur – und das ist Literatur von Schwarzen fast immer –, sondern auch die Preise der Bücher. Schwarze können sich Bücher kaum leisten. Die meisten Schwarzen sind auch nicht gebildet genug, um Interesse an Büchern zu haben. Und der ausländische Buchmarkt hat bisher nur die prominenten weißen südafrikanischen Autorinnen und Autoren entdeckt. Schreiben als Beruf – von Weißen praktiziert – ein kaum denkbarer Luxus für Schwarze.

Miriam erzählt empört, auch ein bißchen amüsiert, wie unsinnig sie die Interviewfrage einer Johannesburger Zeitung

fand, welche Bücher sie lese, welche am liebsten, zu einer Zeit, 1968, als Schwarze keine einzige öffentliche Bücherei betreten durften. Das ist ein schwieriges Problem, sagt sie, der Mangel an Vorbildern, der Mangel an Bildung, an Geld, an Zeit. Die Zensur.

Literatur ist für sie Gegenwartsbewältigung, aber auch deren Überwindung, ist Teil des Kampfes um eine bessere Zukunft.

»Wir haben keine Zeit, zum Himmel zu schauen und darüber zu staunen, daß er so blau ist.« (Drehpunkt 68, Basel 1987.)

In einer ihrer Erzählungen läßt sie einen jungen Kämpfer sagen: »Ich begriff, daß ich als Schwarzer, als Sohn dieser Erde, Verantwortung auf meinen Schultern trug.«

Die Schwierigkeiten und Restriktionen in ihrer Arbeit haben Miriam dazu gebracht, zusammen mit anderen Schriftstellern und Dichtern sich der alten afrikanischen Tradition der Oratur zuzuwenden, der mündlichen Überlieferung. Sie fanden zu einer eigenen Form der Literaturvermittlung: Sie reisten im Land umher und hielten öffentliche Lesungen. Mit viel Erfolg.

Weißer lesen in der Regel nicht, was Schwarze schreiben, sie haben kein Interesse, das System der Apartheid funktioniert in den Köpfen perfekt. Die Herrin kümmert sich nicht um die Magd, der Herr nicht um den Knecht. Schwarze leben für Südafrikas Weiße im kulturellen und historischen Niemandsland.

Miriam Tlali mußte sich das Schreiben regelrecht erkämpfen. In Johannesburg mußte sie Geld verdienen, in Soweto Kinder, Mutter, Schwiegermutter und Ehemann versorgen. Noch heute ist ihr Soweto zu unruhig zum Schreiben, und sie geht dazu nach Lesotho. Auch von ihren Reisen nach Amerika und Holland brachte sie Geschriebenes mit, Erzählungen und Theaterstücke.

Politisch besonders populär wurde ihr zweiter Roman »Amandla«, ein zorniges Statement, eine Protestreaktion auf die 1000 Toten des Sowetoaufstandes von 1976, ein Zeitdokument, »Amandla Ngawethu«, der am meisten skandiertere politische Slogan: Die Macht dem Volk. 1980 erschien der Roman bei Ravan Press und wurde schon einige Wochen darauf verboten. Mit Schreiben vom 25. September 1985 wurde Miriam mitgeteilt, daß »Amandla« seit dem 15. März desselben

Jahres aus der Liste der »unerwünschten« Bücher gestrichen worden sei. Mit einer Fotokopie dieses Schreibens versieht sie die von ihr nachgedruckten und vertriebenen Exemplare. Der Verbreitungsgrad ist dementsprechend gering. 1988 erscheint der Roman im Basler Z-Verlag auf Deutsch.

Wie ist das mit ihrem Mann? Hat er sie unterstützt? »Oh, meinen Mann habe ich erzogen, aber das war sehr schwierig. Ich bin wegen der beiden Kinder geblieben. Wären sie nicht gewesen, wäre ich weggegangen.«

Wenn das Stichwort Frauen fällt, wird Miriam nervös, gespannt. Trotz einiger Erleichterungen, hat sich nichts grundsätzlich am unmündigen Status schwarzer Frauen geändert. »Schwarze Frauen sind noch mehr Opfer des Apartheidstaates als schwarze Männer. Sie bilden die unterste Stufe der Leiter. Schwarze Männer werden vom System kastriert, ihnen bleiben nur noch ihre Frauen, bei denen sie ihre Männlichkeit leben können.« Opfer der Opfer sind also die schwarzen Frauen. Verschärft wird die Situation durch die strikte Einbindung in die sehr patriarchalischen Strukturen schwarzer Gesellschaften. Trotzdem lassen sich immer mehr schwarze Frauen scheiden.

In den letzten Jahren hat sich Miriam immer mehr für Frauen engagiert. Im Vorwort ihres Erzählbandes »Mihloti« (Tränen), der 1984 bei Skotaville erschien, schreibt sie: »Sehr oft habe ich Tränen vergossen. Als Kind um meine Großmutter, die, mich auf ihren Rücken gebunden, den Boden bearbeitete, die Erde mit ihren bloßen Händen zusammenkratzte und daraus ein Lehmhaus baute, um für uns darin zu kochen... Ich habe Tränen vergossen um meine wunderschöne Mutter, die sich allein durchsetzen mußte, um die Einsamkeit meiner beiden älteren Schwestern... Jetzt, wo ich selber Mutter bin, vergieße ich Tränen um meine Kinder, seitdem ich begriffen habe, daß ich nie in der Lage sein werde, mit ihnen zusammenzuleben...«

Sie hat besonderes Interesse daran, Frauen zum Schreiben zu bewegen. »Die Bedingungen sind so schwierig«, sagt sie. »Alles steht dagegen, ihr wißt es. Viel Arbeit, lange Wege und vor allem die Tradition. Ich habe versucht, in Soweto eine Gruppe schreibender Frauen zu organisieren. Wann sich treffen? Für Frauen ist es schwierig, sich abends in den Town-

ships zu bewegen. Sie habe keine Autos. Die Ehemänner machen Schwierigkeiten, aber auch die anderen Familienmitglieder. Es ist gegen die Sitte, daß Frauen abends zu einer Versammlung gehen und beispielsweise die Schwiegermutter allein zu Hause lassen.«

Irgendwie ist es dennoch gelungen. In London erscheint eine von ihr herausgegebene Anthologie schwarzer Frauen aus Südafrika: »When the caged bird sings«, in Anlehnung an das Buch der schwarzen Amerikanerin Maya Angelou »Ich weiß, daß der gefangene Vogel singt«. Schwarze Autorinnen wie sie, wie Alice Walker und Paule Marshall aus den USA werden für schwarze Frauen in Südafrika immer mehr zu literarischen Vorbildern.

Politische Vorbilder gibt es genug, Frauen, die den Kampf vorangetrieben haben. Eine von ihnen hat Miriam besonders bewundert, Lilian Ngoyi, die 1956 mit anderen Frauen gemeinsam den Protestmarsch von über 20000 Frauen zum Regierungssitz in Pretoria organisierte. »Ich habe sie kurz vor ihrem Tod interviewt. Sie war eine große Frau, die nicht nur von allen Schwarzen, sondern auch von vielen anderen in Südafrika verehrt und geachtet, auch im Ausland sehr respektiert wurde.« Ihre Porträtskizze hat sie in »Mihloti« unter dem Titel »MaNgoyi: A Gallant Leader« veröffentlicht.

Was hat sie jetzt für Pläne? Sie will einen zweiten Teil zu »Amandla« schreiben, literarisch die angespannte Gegenwart ihres ruhelosen Landes weiter begleiten, sie wird eine Reise in die Bundesrepublik machen, aus der sie eine Einladung zu Lesungen bekommen hat. Das klingt so einfach und ist für Südafrikas bisher einzige schwarze Romanautorin doch äußerst schwierig, finanziell, politisch, organisatorisch.

Es ist Winter in Südafrika, Anfang August.

Wir verlassen den kargen Büroraum. »Ihr müßtet sehen, wie wir leben. Ihr müßtet bei mir in Soweto wohnen.« Sie grollt, sie ist zornig, daß auch das nicht so einfach geht. Sie ist stolz, daß sie es trotz aller Widerstände so weit geschafft hat, daß ihre Bücher übersetzt werden; sie ist selbstbewußt, wie inzwischen so viele Schwarze auch. Sie will kein Mitleid, sie artikuliert ihre Wut, und sie weiß, daß die Zukunft auf ihrer